

Ich hatte ein Ideal

Meine Jugend lag in der Schweiz, dem geographischen, geschichtlichen und politischen Gegenpol zu Preußen und der Rominter Heide. Dort prägten die Förster der Gemeindereviere den Wald. In dem föderalen System wird ihnen „von oben“ nicht allzu stark hineingeredet. Das förderte ungemein ihren Charakter, ihr Berufsinteresse, ihre Berufsfreude, ihre Bereitschaft zur Übernahme der vollen Verantwortung und ihre Eigeninitiative.

Zu Beginn meines Interesses am Wald und Wild, vor fünfzig Jahren, als ich fünfzehn Jahre alt war, lernte ich den dortigen außerordentlich passionierten und tüchtigen Jagdaufseher näher kennen und bald darauf den diesen Wald ein halbes Jahrhundert bewirtschaftenden, über siebzig Jahre alten erfahrenen Förster. Er war noch im Amt, stand jedoch kurz vor der Pensionierung. Auch er war alter Weidmann und Hundeführer, früher Jagdaufseher und nun ehrenhalber einer der Pächter des Reviers. Diesen beiden Leitsternen folgte ich auf Schritt und Tritt und beobachtete ihr Tun. Es war das entschieden Interessanteste, was mir jene Jahre boten.

Die charakteristische „Fährte“ und die „Trittsiegel“ von des Försters Stiefeln sehe ich noch fünfzig Jahre später im Schnee gezeichnet. Ihnen folgte ich wie ein Schweißhund und traf dann den Ausgefährten bei irgendeiner Tanne mit Messband, Kluppe, Nummernbuch und dem schweren schwarzen Nummernschlägel.

Unter dem recht dünn gewordenen Lodenmantel trug er meist einen derben, dunkelgrauen und filzigen Kittel. Die eine Schulter des Försters saß etwa zehn Zentimeter niedriger. Ein Bauer hatte ihm einst einen Baum über den Kopf gefällt und viele Knochen gebrochen. In der Zeit außerhalb der winterlichen Holzernte hatte er stets eine Baumschere bei sich, um korrigierende Schnitte an jungen Bäumen vorzunehmen, oft auch eine langstielige Sichel, um die

Brombeerranken herunterziehen. Ein Auto hat er nie besessen, sondern er machte sehr weite Fußmärsche und blieb den ganzen Tag im Wald. Dabei hatte er Gelegenheit, manches zu beobachten und auf vieles aufmerksam zu werden, was beim schnellen Dahinfahren am Auge vorbeigeglitten wäre. Dann wandte er sich dorthin, um die Sache näher zu prüfen.

Die Tätigkeiten des Jagdaufsehers und des Försters waren unterschiedlich gelagert, obwohl sie sich in ihren Anschauungen einig waren. Ich „interpolierte“ zwischen ihrer Deutung der Dinge und versuchte mir daraus meine Meinung zu bilden. Die Verschmelzung der Welt des Waldbauers mit derjenigen des Jägers, die beide dasselbe Revier behüteten, erschien mir am reizvollsten, nämlich Wald und Wild gleichzeitig zu pflegen und zu betreuen.

Auf der anderen Talseite lernte ich einen weiteren Förster kennen, der diese beiden Gebiete gekonnt zu vereinen verstand. Wenn auch diese Förster noch keineswegs eine ausreichend gute Ausbildung genossen hatten, so erlangten sie durch Passion, scharfe Beobachtungsgabe, Erfahrung und innere Verarbeitung hohe Fähigkeiten und Kenntnisse, welche im Aussehen ihrer Verjüngungsflächen und Jungbestände sowie im Vorratsreichtum des Reviers augenfällig zum Ausdruck kamen.

In ihren Revieren waren sie nicht die Lohnknechte, sondern die Herren und Verantwortlichen! Sie hatten einzig innerhalb der waldbaulichen Grenzen zu wirtschaften, die auch von den vom Staat beamteten Oberförstern, die die Aufsicht übten, für richtig gehalten wurden und welche der schweizerischen Waldbaulehre nach den Zürcher Professoren Walter Schädelin und Hans Leibundgut entsprachen. Betrachtete man die gut gemischten Jungwüchse, die ineinandergreifenden Generationen der Bäume, das harmonische Bild von Vorratspflege und Verjüngung, so stellte sich auf Anhieb das Gefühl freudvoller Zustimmung ein zu einer forstlichen Hand, die solches zu schaffen verstand.

Die Waldbilder, die sie entstehen ließen, verrieten das Potential, das zu erbringen sie in der Lage waren, sofern man ihnen die Freiheit ließ. Zu nennen sind hier außer einer sehr verständigen Jungwaldpflege nur der Naturverjüngungsbetrieb und das allmähliche Herausschlagen der ältesten Stämme der vorhergehenden Bestandesgeneration im Femel- und Schirmschlagverfahren. Und die Glücklichen, denen diese Wälder in die Hand gegeben waren, empfanden selbst die größte Befriedigung, wenn ihr Auge über die Höhen schweifte, deren bedeckenden Wald sie selbst geformt hatten. Sie achteten peinlich auf sorgfältiges Holzfällen und Rücken und erlaubten letzteres zuallermeist nur bei Frost und Schnee.

Mochten sich auch ganz selten Unterschiede bemerkbar machen zwischen dem, was ich in meiner waldbaulichen Ausbildung lernte, die ich glücklicherweise noch unter Professor Hans Leibundgut (1909–1993) und seinen Mitarbeitern, den Titularprofessoren Fritz Fischer (1914–1996) und Kurt Eiberle (1930–1993) erleben durfte, und was mir die älteren und ältesten forstlichen Praktiker unter meinen Freunden lehrten, so waren diese Abweichungen nicht bedeutsam und erwiesen sich sogar als nützlich. Sie forderten mich dazu heraus, die Dinge innerlich zu verarbeiten und ihnen auf den Grund zu gehen, darüber nachzusinnen, warum der eine zu dieser und der andere zu jener Einschätzung gelangt war.

Ich bekenne mich zu der Erfordernis, auch die Auffassung und die hohen Leistungen der Alten gebührend zu würdigen, ernst zu nehmen und ihre Verdienste anzuerkennen, obwohl dies aus Unkenntnis der Forstgeschichte heute verbreitet nicht mehr üblich ist. Sie erbrachten diese Leistungen in Erfüllung ganz anderer Erwartungen, als sie die heutige Zeit an ihren Beruf stellt.

Wenn ich also ab und an einen Gegenstand leicht anders beurteilte, es änderte nichts daran: Was mich am meisten beeindruckte, war die Ernsthaftigkeit, Eindringlichkeit und absolute Ergebenheit dieser Praktiker ihrem Beruf gegenüber. Handelte es sich doch keineswegs bloß um eine bezahlte Tätigkeit, sondern um eine Berufung, die sie leitete. Sie gaben alles, was sie vermochten. Aus jedem Wort meines ältesten forstlichen Lehrers, dieses gütigen alten Mannes, zapfte ich den Geist seiner Grundhaltung und die Seele seines Waldverständnisses ab.

Er bewirtschaftete sein Revier ganze fünfzig Jahre lang seit 1922 als Nachfolger seines Vaters, der ebenfalls Jahrzehnte dieses Amt innehatte. Die hervorragenden Wuchsverhältnisse des Schweizer Mittellandes ließen fast immer einen Nebenbestand, etwa von Buche, Bergahorn und Weisstanne unter den Althölzern gedeihen. Seine tunlichst vorsichtige Durchforstung und zurückhaltende Verjüngung führten in den Mischbeständen von Fichte, Tanne und Buche, mit beigemischter Lärche und Föhre, Esche und Bergahorn zu einem Holzvorrat von 525 Tarif-Festmetern auf den Hektar. Von besonderem Wert waren die Mischbestände, die er aus Naturverjüngungen herangezogen hatte, indem er nach und nach die alten Stämme aus dem Nebenbestand „herauspflückte“.

Im Lauf der Jahre hörte ich gelegentlich ein Wort aus dem Munde dieser inoffiziellen Lehrmeister darüber, was ihre Vorgesetzten sprachen und lernte diese auch selbst kennen. Es war manchmal eine gewisse Reserve und Zurückhaltung gegenüber den höheren Instanzen zu spüren. Man nahm alles, was von deren

Tisch kam, mit gehorsamem Respekt, aber mit gewisser Vorsicht auf. Denn bei den Praktikern wurde alles an dem gemessen, was die eigene Erfahrung vorgab.

Der damalige Oberförster, der Chef meines Vorbildes, erklärte mir einmal, letzterer hätte wesentlich mehr Holz nutzen können, wenn er gewollt hätte. Diesem aber kam es mehr darauf an, den Wertzuwachs auszunutzen und Kapital anzusparen. Wie ich selbst sehen konnte, war es später möglich, ganze fünfzig Jahre lang von dem übergroßen Wertholzvorrat zu zehren, bis er nunmehr unter der Leitung eines sehr auf Endnutzung bedachten Försters vollständig aufgebraucht ist.

Meine Freunde waren alles kluge Leute mit jahrzehntelanger Waldpraxis. Ich neigte dazu, eher ihnen Glauben und Sympathie zu schenken und nicht den Vorgesetzten. Nachdem mein ältester inoffizieller Lehrherr mit 72 Jahren pensioniert worden war und auch bald darauf starb, war ich fünf Jahre als Waldarbeiter in dessen ehemaligem Revier tätig, in welchem er so lange gewirkt hatte. Da fand ich in der Anfangszeit bei der Pflege der Dickungen und jungen Stangenhölzer zu meiner Freude bisweilen noch eingesteckte Astgabeln als Stützen, die er beispielsweise bei Douglasien angebracht hatte, um Schneeeindruck vorzubeugen.

Später war ich andernorts selbst fünf Jahre als Revierförster tätig. Meine Verbundenheit mit diesem Beruf ist groß, und es schwebt mir bis heute, nach einem halben Jahrhundert, nicht ein Verwaltungsbeamter, sondern ein kenntnisreicher, erfahrener und tüchtiger Revierförster als das Ideal des Forstberufs vor. Ausdrücklich denke ich dabei nicht an forstliche Briefträger, die nur gehorsam Befehle ausführen und außerhalb ihrer vermeintlich existierenden „Dienstzeit“ keinen Streich für den Wald tun. Auch nicht an diejenigen, die noch stolz darauf sind, ihre Zeit damit zuzubringen, hauptsächlich im Auto in ihren übergroßen Revieren herumsausen zu müssen, sondern an solche, denen das Glück beschieden ist, Zeit dafür zu haben, bei sämtlichen Waldarbeiten dabei zu sein und mitzuwirken, die selbst Freude an der praktischen Waldarbeit haben, die selbständig zu denken gewohnt sind und denen auch die erforderlichen Freiheiten eingeräumt sind, ihren Beruf verantwortlich wahrzunehmen. Ich meine auch nicht die Wald-Liquidatoren, Maschinisten und Abhacker, die heute wieder vermehrt in unrühmliche Erscheinung treten.

Wenn man heutzutage mit offenen Augen die Wälder durchwechelt, vermisst man auf Schritt und Tritt jene Sorgfalt, bisweilen sogar ins künstlerische hineingehende Begabung und hegerische Umsicht, die den Charakter vieler alter Forstleute ausmachten. Nur zu häufig fallen die Auswirkungen fehlenden

waldbaulichen Gespürs, beschränkter Beobachtungsgabe, ungeschickten, ja gefährlichen Vorgehens in der Verjüngungsplanung, missachteter ertragskundlicher Grundlagen, verschlafener Eingriffe, übereilter Endnutzung sowie rücksichtslosen Maschineneinsatzes auf.

Wie auf forstlichem so sieht es auch auf jagdlichem Gebiet häufig traurig genug aus. Der Anteil alten Wildes ist generell betrachtet zweifellos zu klein. Die Erhaltung noch nicht ausgereifter Hirsche und Böcke zählt ganz offensichtlich in den Bereich seltener Ausnahmen. Dabei gehört sie als Kernstück zu einer verantwortungsvollen Jagd innerhalb der Grenzen, die dem Gesamtwildstand durch die Landschaftsgegebenheiten vorbestimmt sind. Überhaupt scheinen Rot- und Rehwild neuerdings als Staatsfeinde Nr. 1 zu gelten und es ist eine Schande, wie damit vielenorts die staatlichen Forstorgane umgehen. Im Waldbaulichen wie im Jagdlichen ist unter dem Einfluss finanzieller Zwänge und fälschlich als modern und geistreich empfundener Sinneshaltungen etwas sehr Wesentliches verloren gegangen: Die Liebe zum Wild, das auch zu den zahllosen Lebewesen gehört, die einem Waldbewirtschafter anvertraut sind.

Gern hätte ich auf Dauer die Möglichkeit gehabt, als Praktiker auf Jahrzehnte dauernd nach meinen Ideen weitgehend unbehelligt zu wirken und jeden Tag morgens bis abends im Harzduft zu stehen und das Sägemehl aus dem Gefieder zu schütteln. Doch nicht vielen ist dieses Glück beschieden, und auch meine waldbaulichen Hinterlassenschaften sind nicht allzu zahlreich, immerhin aber wohlgeraten und gehören zu den Aktiva meines Lebens. Indes hatte das Schicksal mit mir anderes vor.

Denn schon zu Beginn meines grünen Interesses entdeckte ich die Bücher Walter Freverts, in denen die Rominter Heide im vormaligen Ostpreußen die Hauptrolle spielt. Ich lernte, dass in Preußen die Jagd – nicht wie in meiner Heimat – zum forstlichen Dienst gehörte. Bereitwillig bewunderte ich eine solche Regelung als höchstes Ideal. Die Erkenntnis war einer der Gründe, warum ich mich künftig – wenn auch größtenteils nur historisch – auf die Rominter Heide „einließ“.

Dort freilich galten ganz andere Maßstäbe. Rotwildhege und -jagd gaben hier einst den Ton an und forstliche Vorratspflege und Einzelstammwirtschaft besaßen nur geringe Bedeutung. Immerhin war man schon zur deutschen Zeit bestrebt, den Anteil des Laubholzes – auch des Weichholzes – zu erhöhen und natürlich das Schälen durch Rotwild einzudämmen, was mich interessierte. Auch war ich der Größe des Waldraumes, dem von Fichte und Kiefer geprägten melancholischen Reiz nordöstlicher, moosiger und flechtenbedeckter

ausgedehnter Wälder vom ersten Moment an verfallen. Bald liebte ich auch den zur Herbstzeit in der Pracht seiner Farben rauschenden Laubwald über den lehmigen Hügeln, nachdem ich nach meinem Studienabschluss die Rominter Heide aufgesucht hatte.

Dazu gesellte sich der hohe geistige Reiz, den mir die Beschäftigung mit der Forst- und Jagdgeschichte der Rominter Heide bot. So wenig empfehlenswert dies ist, ich will zugeben, schon immer dem Prinzip gefolgt zu sein, das Gefühl obenan gestellt und den Verstand diesem dienstbar gemacht zu machen.

Der erste ostpreußische Förster, dem ich im Leben begegnete, war Forstamtmann a. D. Dietrich Eschment, Mitverfasser der beiden Bände über Wald und Forstwirtschaft in Ostpreußen, die 1994 von der Niedersächsischen Landesforstverwaltung herausgegeben worden sind. Er sprach mich an, als ich im Oktober 1980 im damaligen Ostpreußischen Jagdmuseum an der Salzstraße in Lüneburg vor einem Rominter Geweih saß und es abzeichnete. Der zweite war Forstamtmann a. D. Helmut Ziebell, einst Revierförster in der Rominter Heide. Seine Nachkommen gehören ebenfalls der Grünen Farbe an. Ferner traf ich in der Folgezeit den früheren Revierförster in Jägerthal, Heinz Müller, sowie Karl-Heinz Diekert und Johannes Didt, die damals ihre Lehrzeit im Forstamt Nassawen absolvierten. Einen Lehrling in Szittkehen, Siegmund Heumann, lernte ich noch über langjährige Korrespondenzen kennen.

Forstamtsrat a. D. Heinz Müller besuchten Burkhard Winsmann-Steins und ich gemeinsam in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Eifel. Er empfing uns hochofren in Uniform und Schaftstiefeln, auf den Schulterstücken glänzten zahlreiche Eicheln. Burkhard Winsmann-Steins sagte zu mir: „Donnerwetter, hier herrschen noch Zucht und Ordnung!“ Müller beherbergte uns unverdient großzügig und war bester Laune. Wir wunderten uns bloß, dass er über Rominten und seine dortige Tätigkeit kein ernsthaftes Wort verlor und darüber nur einige unbedeutende Randbemerkungen machte. Wir gelangten erst nach und nach zu der Erkenntnis, dass er uns höchstwahrscheinlich nicht über den Weg traute und befürchtete, wir würden aus seinen Angaben irgendeinen Unfug fabrizieren. Einen sehr sympathischen Eindruck machte seine Frau Meta, geb. Franz, eine Tochter des nachstehend noch erwähnten Hegemeisters und Aufsehers des Kaiserlichen Jagdhauses Otto Franz in Rominten.

Summa summarum besitze ich zu wenig persönliche Kenntnis von Rominter Förstern, die mich legitimieren würde, über sie zu schreiben. Man hätte es ein dreiviertel Jahrhundert früher tun sollen. Es lassen sich aber aus den Akten des XIX. und XX. Jahrhunderts doch einige Charakteristika ermitteln,

die von Angaben in der Literatur bestätigt werden. Man mag sich fragen, wozu es gut sei, sich mit seit Jahrzehnten und Jahrhunderten in die „ewigen Jagdgründe“ eingewechselter Forstleute zu beschäftigen. Meine Antwort lautet: Weil ihre Tätigkeit geädelt ist durch die jahrhundertelange Pflege ein und desselben Gegenstandes!

Auf den vielen tausend Kilometern, die ich seit vierzig Jahren zu Fuß durch die Rominter Heide ging, begegneten mir nicht nur die sehr zahlreichen Stellungen, Unterstände und Laufgräben der Weltkriege, sondern auch erkennbare Zeichen, die auf die Tätigkeit des Forstpersonals und insbesondere der forstlichen Betriebsbeamten vor dem Zweiten Weltkrieg zurückgingen. Hierzu gehörten außer den älteren Bäumen und Beständen nicht nur die gesamten Weganlagen, die Fundamente der Jagdhütten, die Pürschgräben des Kaisers und die Erdbunker der Fütterungen, sondern auch die Einschnitte und Dellen, welche das Umfanggatter der Rominter Heide im Relief des Waldbodens hinterließ, an denen sogar an gewissen Stellen noch Reste des Stahldrahtes von 1936 zu finden sind.

Geschickte Geländeanlagen sind festzustellen, wobei stets das Unabdingbare mit dem Wünschenswerten verbunden wurde, beispielsweise in der ehemaligen Försterei Theerbude, Jagen 57, wo Material für die Errichtung des Wegdammes über die Szeleschpöwe gebraucht und zu diesem Zweck ein längerer Einschnitt entlang des Raguszeweges über dem Rand des nördlich anschließenden Hügels geführt wurde, so dass der Weg gleichzeitig als Pürschweg dienen konnte, indem er gute Deckung gegen Sicht von der Wiese gewährte. Die im Erdreich gegrabenen Höhlungen der Lauerhütten an den Hangkanten von Schluchten sind ebenso als Zeugnisse der damaligen Ausgestaltung des Jagdreviers zu nennen wie als lebende Zeugen die Wildapfel- und Wildbirnbäume, die da und dort noch ihr reliktsches Dasein fristen und durch ihre wenn auch kargen Früchte immer noch das Wild erfreuen.

Die Grenzsteine der fiskalischen Forst gegenüber der Feldmark sind nach wie vor auf aufgeworfenen Hügeln zu finden, wie auch alte Jagensteine an den Gestellkreuzungen. Der Revierbeamte war verpflichtet, Grenzsteine wie Außengatter stets in Ordnung zu halten, besonders auf die Zeit hin, wenn der Forstmeister seine „Grenzrevisionen“ durchzuführen pflegte. Eine solche Revision im Schutzbezirk Bludszen hielt die Gattin des Oberförsters Freiherr Speck v. Sternburg am 20. September 1901 in ihrem Tagebuch wie folgt fest: *„Alles in schönster Ordnung, besonders beim alten Lehmann, der auf seine alten Tage sogar Erfindungen macht, nämlich Schirm mit Turm.“* Lob und Tadel konnten

allerdings nahe beieinander liegen, denn fünf Jahre später notierte sie bei der Grenzrevision in demselben Belauf: „*Viele Grenzhügel waren beschädigt, ein Kerl hatte übergepflügt und Lehmann kriegte ganz gehörig.*“

Ein anderer Förster, Albert Ohde in Dagutschen, stieß mit seinen jagdlichen Einrichtungen nicht immer auf Zustimmung. In der Feistzeit 1901 war Sternburg „*ganz erschüttert*“ ob eines Ungetüms von Kanzel – höher als diejenige an der Lasdenitze – die der Beamte am Entenbruch im Jagen 7 hingepflanzt hatte. Zur gleichen Zeit fand der Chef bei den Pürschsteigen „*manches recht schludrig gemacht*“. Es habe „*eine Masse zu erinnern und zu ändern*“ gegeben.

Selbstverständlich hatte ein Betriebsbeamter auf seinen Reviergängen stets dafür zu sorgen, dass beispielsweise die Durchlässe nicht verstopften. Er hatte den Zustand der zahlreichen kleinen Brücken im Auge zu behalten. Eine unglaubliche Zahl kleiner und kleinster Moore im Waldesinnern wurde nach damaliger, auf wirtschaftlichen und jagdlichen Nutzen ausgelegter Lehre durch Gräben entwässert, die noch heute überall zu finden sind. Dieser herrliche Wald war von den Alten für die Ewigkeit als Heimstatt des Rotwildes eingerichtet worden! Durch im Rucksack mitgeführte Drahtstücke war der Betriebsbeamte in der Lage, kleinere Reparaturen am Außengatter gleich selbst vorzunehmen.

Bei den genannten Stellen handelt es sich um Punkte, welche von den vormaligen Forstleuten als Teile ihrer Wirkungsstätten geschaffen und immer wieder aufgesucht worden waren. Deshalb empfand auch ich an ihnen ein sonderliches Interesse und stieg anhand dieser Rudimente in die verflossene Epoche ihrer einstigen Tätigkeit ein.

Über all die Jahre mit ihren politischen Erschütterungen und kriegesischen Verheerungen standen die einsamen Gehöfte des Revierforstpersonals der Rominter Heide von malerischer Poesie umweht mitten im Wald oder am Rand des Waldes. Es gäbe nichts, was mich mehr anspräche als eine solche Lebensweise, dachte ich oft, denn in meiner Heimat, die eine ganz andere Waldverteilung aufweist, standen die Häuser der Förster inmitten der Dörfer. Es lebten diese ostpreußischen Forstleute als Selbstversorger und gleichzeitig Diener des Staates beständig und unerschütterlich bis zu der diabolischen Wegmarke, als die Kriegsfurie im XX. Jahrhundert ein weiteres Mal über die Rominter Heide dahinraste, diesmal aber mit nicht mehr rückgängig zu machenden Folgen.

Ich las in Professor Friedrich Magers Werk über den altpreußischen Wald, dass sich die den Forstbedienten der ältesten Zeit noch vielfach eigene Rauheit und gewalttätige Wildheit sowie Neigung zum „Unterschleif“ (Betrug) unter dem Regiment der klugen Könige und der Entstehung straff kontrollierter und

kontrollierender Mittelbehörden allmählich verlor. Der Forstleute Nutzen für den Staat, ihre Wirksamkeit und Zuverlässigkeit, erhöhten sich auf der Grundlage militärischer Zucht und Ordnung sowie einer zusehends besser werdenden forstlichen Ausbildung bis ins XX. Jahrhundert, als – zwei Jahrhunderte nach König Friedrich II. – eine Stufe erreicht war, die vor dem nahenden Ende kaum mehr zu übertreffen war.

Die Einsicht von der Notwendigkeit, die bis dahin durch Insektenkalamitäten diktierte Fichtenwirtschaft in der Rominter Heide durch resistenter Waldformen unter starker Beteiligung des Laubholzes abzulösen, ist keine Erfindung der Neuzeit, wie manche glauben machen wollen, sondern war mindestens um 1940 längst vorhanden. Der Zweite Weltkrieg mit seinen Folgen erledigte alle Vorsätze und Planungen, zermalmte die schönen alten Forsthäuser, ließ die Glut in den Herden erlöschen, vertrieb alle Waldbewohner, zersprengte deren Gemeinschaft und raubte ihre schöne Wirkungsstätte.

Abhanden gekommen ist auch der spezielle Typ der Försteroriginale, die in alter Zeit nur unter den herrschenden eigentümlichen Bedingungen der Waldabgeschiedenheit in einer Jahrhunderte alten Kultur so sprichwörtlich oft heranwuchsen. Ein großer Verlust an Geist und Tradition, ein herausgebrochener Stein aus der zerfallenden Ruine einstiger ostdeutscher Lebenswirklichkeit innerhalb des amputierten Nationalstaats.

Die Schweiz hat einen begnadeten, heute allerdings weitgehend vergessenen jagdlichen Dichter und Denker hervorgebracht: Eugen Wyler. Er bewunderte den Berufsjägerstand, wie er ihn in den Gebirgsrevieren Bayerns und Österreichs schätzen gelernt hatte. Wie er wohl die Rominter Revierförster beurteilen würde, wenn er deren Art kennengelernt hätte, stelle ich mir in seinen hypothetischen Worten etwa wie folgt vor: *„Die Forstbediensteten in den Beläufen der Rominter Heide stellten eine grüne Fahnenwache des Weidwerks dar, was die Hege des Hirsches und das jagdliche Können betrifft. Obwohl Forstleute, besaßen sie nahezu ausnahmslos schon zu Zeiten Wilhelms II. die jagdliche Qualität von Berufsjägern. Und auch in den älteren Epochen traf dies in den meisten Fällen zu.*

Die im Dienst ergrauten Förster und Hegemeister erfreuten sich eines besonderen Rufes allein durch ihre Hingabe und Aufopferung an den Dienst. Mochten Gewitter- oder Schneestürme durch die Fichtenwipfel des schon russisch anmutenden großen Waldgevierts brausen, die zu Fuß ihr Revier begehenden Förster waren sich dieses Liedes gewohnt, steckten ihre Pfeife an und zogen stumm ihrer Wege. Zäh und harthäutig, gaben sie nicht schnell nach und ließen sich nicht durch

Witterungsunbill abhalten. Gesinnung und Charakter prägten ihr Profil wie das Wetter ihr Antlitz. „Nur“ Förster zwar, nicht besonders groß ihr Belauf, und klein ihr Gehalt – innerlich reich und geadelt aber waren sie durch ihr Wesen.

Warum empfand man vor ihnen eine stille, wenn auch uneingestandene Hochachtung? Weil sie nicht nur eine Arbeit ausübten um des Lohnes willen, sondern weil sie sich mit ihrer Aufgabe identifizierten. Ihre Lebensbestimmung, ihre Berufung war ihr Dienst im Forstschutz, der praktische Betrieb der Waldwirtschaft sowie der Schutz und die Hege des Wildes – das stand höher als jeder Beruf.

Die Rominter Revierforstbeamten waren trotz ihrer subalternen Stellung Herren, nicht Knechte! Wortlos und pflichtbewusst erfüllten sie durch mehrere Jahrzehnte ihre Aufgabe. Man sollte nicht den wortkargen und unscheinbaren versorgungsberechtigten Fußjäger, der vielleicht nach langen Jahren immer noch Forstaufseher war, unterschätzen. Er erfüllte schon viele Jahre still, treu und zuverlässig seinen schlecht bezahlten Dienst und besaß schon lange ein feines Gespür für Echtes und Falsches; der Wald war ihm Lehrmeister.

Abseits des Geplärrs hausend, kamen die Rominter Förster selten unters breite Publikum. Sie gingen ihren eigenen Weg und lebten zufrieden und gesellig innerhalb des Kollegenkreises und der befreundeten Försterfamilien der Heide. Es waren einfache, treuherzige Menschen, welche die Wäldernacht so gut kannten und liebten wie den frischen Morgenwind und die harzduftenden heißen Mittagsstunden, die allein sein wollten und viel Sinn hatten für Stille und Schönheit, die nicht große Worte machten, aber schweigend und sicher ihren Pfad entlangführten. Dem aufgeblasenen Geschwätz und albernem Treiben der Leute abgewandt, übten sie sich oft in Verslossenheit.

Aber in ihren unter dem Forsthut hervorblitzenden Äuglein glomm es von innen. Ein Hauch von Unantastbarkeit lag über ihrem wettergebräunten Gesicht. Blieb ein Rominter Förster unterwegs einmal stehen um seinem staunenden Begleiter eine Fährte zu zeigen, so klang aus jedem seiner wenigen Worte ein ehrliches Lied, ein heller Ton, und schon tappte die knorrige Gestalt wortlos weiter, jede Kleinigkeit bemerkend.

Zu erkennen waren diese Förster auch an ihrer Haltung, ihrem Benehmen, ihrer Zuverlässigkeit und ihrem inneren Antrieb, der Faulheit ausschloss, an der Art ihres Grußes, wie sie ihrem Gegenüber ins Auge blickten, an ihren guten Umgangsformen und an ihrer Höflichkeit. Ob einer mit seinen Waldarbeitern und Bauern des Umlandes in korrektem Verhältnis stand, ob er auf den gemeinsamen Jagden sich gegenüber seinen Kollegen als Kamerad erwies, ob er ein ganzer Kerl war, verschwiegen und treu, ob er die Sitten und Gebräuche ehrte und bewahrte,

auch daran erkannte man sie und die Grundsätze, nach denen sie ausgewählt und ausgebildet waren.

Und blickte man sich auf einer Försterei oder einer Rotwildfütterung um, so erkannte man am Fehlen herumliegenden Gerümpels das ordentliche, saubere und schlichte Wesen desjenigen, der hier wirtschaftete.

Bei der Jagd selbst fiel die gute Art dieser Männer besonders ins Gewicht: Sie pürschten um- und vorsichtig, stürmten und trampelten nicht lärmend, blind und taub voran, husteten und schneuzten sich kaum, kannten Steig und Ziel. Sie verloren den Kopf nicht, gingen zwar wenn erforderlich höllisch schnell, aber hasteten und hetzten nicht, drängelten nicht und brachten einen Gast nicht in Aufregung.

Bei der Auswahl des Stücks und angesichts der unerschütterlichen Ruhe, beim genauen Ansprechen, bei der Einprägung und dem Deuten des Zeichnens, beim bedächtigen Finden des Anschusses und dem Verbrechen der Fährte zeigte sich der Meister. An der Beherrschung, nach einem Schuss zu warten, an der Art, wie der Schweißhund angesetzt und wie nachgesucht wurde: Da erwies es sich, mit wem man es zu tun hatte.

Die Förster der Rominter Heide waren und blieben die Hüter der wahren jagdlichen Tugenden, die Seele ihrer schönen Beläufe. Ihr Handwerk war erprobt und meisterlich. Ob ein Stück Wild gleichgültig liegen gelassen oder in ernster Handlung zum Auskühlen in den Schatten gebracht wurde, auch daran maß sich der Berufsjäger im Forstmann. Die rote Arbeit wurde gelassen, sauber, ohne Ungeduld und rohe Kraft erledigt. Treffsicher bahnte das Weidmesser der nachgreifenden Hand den Weg. Jeder Griff zeigte nicht allein den Meister im Handwerk, er ließ das Herz des Weidmanns durchschimmern, der dem Gestreckten hier die letzte Ehre antat.

Sorgfältig wurde der Geweihte verladen, bedachtsam und rücksichtsvoll Gewalt vermieden, die aus dem gestreckten Edelwild 250 Pfund Wildpret gemacht hätte. Je höher die Gesinnung eines solchen Mannes, je edler sein Weidmannsstolz, umso näher stand er dem inneren Glück, das er in seinem Dienst zu erreichen suchte. Die Rominter Förster gehörten zu jenen selbstlosen Männern, die nicht für sich, sondern für andere, oftmals weniger edle, sich hingaben und auf diese durch ihr Vorbild wirkten.“

Damals musste geistige Abwechslung – wollte man sie denn haben – noch selbst erzeugt und nicht bloß von einem Gerät abgezapft werden! Die reizvollste Übersicht über die versammelten Grünröcke der Heide mit der wohl höchsten Dichte an Originalen hätte sich auf den Pelzmessen gewinnen lassen, die nach 1860 einige Jahre lang in Theerbude, dem zentralen Ort der Heide, abgehalten

wurden. Diese Rauchwarenmärkte dienten dem Zweck, die nach dem Großen Nonnenfraß in besonders hohen Mengen anfallenden Fuchs- und Marderbälge zu verwerten. Leider existierte damals kein Teilnehmer, der das Gesehene und Erlauschte hätte zu Papier bringen wollen. Gern wäre ich als Rabe auf einem Ast gesessen und hätte die Köpfe, Gespräche und Kostüme der Verkäufer und der meist jüdischen Händler, auch aus dem nahen Russisch Polen und Russisch Litauen, beobachtet.

Freude und größtes Verständnis fand die Originalität der Förster bei Kaiser Wilhelm II., denn Humor war ihm ebenfalls eigen und wurde von ihm auf unnachahmliche, wenn auch nicht von jedermann geteilte Art zum Ausdruck gebracht. Zweifellos hatten die Rominter Revierbeamten bei ihm einen Stein im Brett. Er verstand sie und sie ihn.

Dieses Buch widme ich dem Gedenken an die sechzehn Generationen preußischer Revierförster in der Rominter Heide, deren einstiges Wirken auch heute noch über diesem Wald wie eine geahnte ferne Unwägbarkeit schwebt, auch wenn ihr Lebenswerk längst größtenteils verflossen ist. Ihnen gebührt posthume Sympathie, Bewunderung und Dank über das Grab hinweg. Ich verbinde dieses Gedenken mit der Warnung an die Forstpolitik, nicht einen bewährten, über Jahrhunderte gewachsenen, so traditionsreichen Berufsstand zu Wildfeinden und -vernichtern zu erziehen. Bringt den jungen Forstleuten wieder Verständnis für das Wild bei! Regt in ihnen die Liebe zum Wild an! Vernichtet nicht systematisch die Traditionen! Sorgt dafür, dass die Kenntnis des Wildes erhalten bleibt! Möge in Zukunft das Wild in den Staatswäldern wieder pfleglich bejagt, verständnisvoll gehegt und nicht bloß als Schädling ruchlos bekämpft werden, wie wir es gegenwärtig manchenorts zur Kenntnis nehmen müssen.